

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 15 (1925)

Heft: 12

Artikel: Die wilde Taube

Autor: Thurow, H.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637810>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

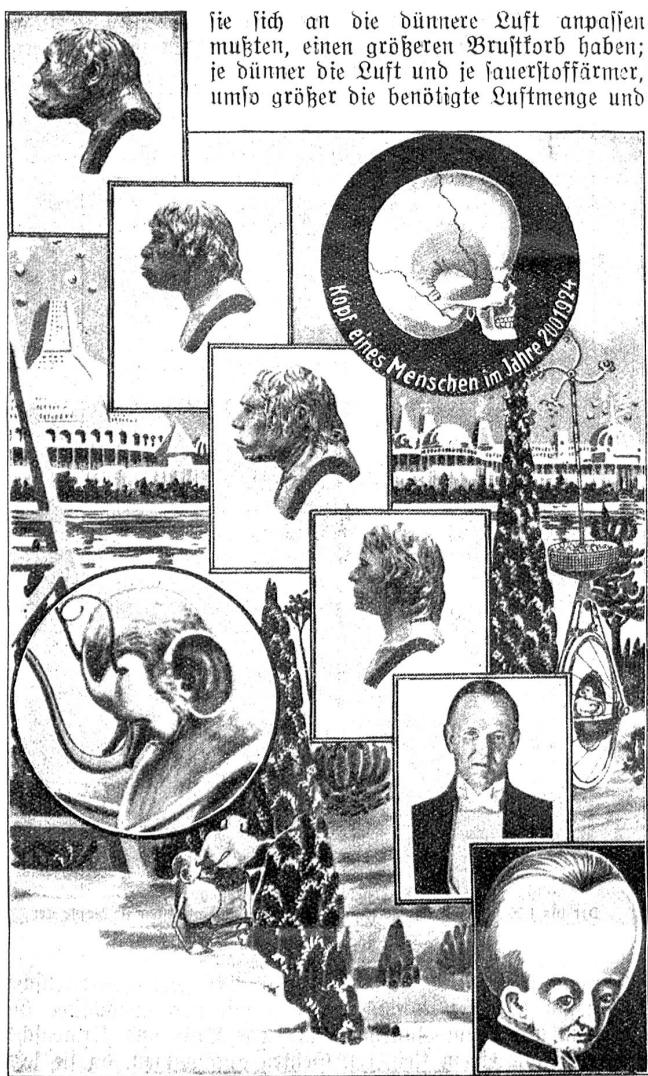
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Vom Urmenschen zum Marsmenschen.

Im Kreis oben das Gehirn eines Erdenmenschen nach 2,000,000 Jahren. Im Kreis unten der Kopf eines Marsbewohners. Im Hintergrund Marspaläste, Marslandschaft und rechts das Slegzeug eines Marsbewohners.

umso leistungsfähiger also die Atmungsorgane. Nun erklären die Astronomen und Physiker, daß der Mars kalt ist und eine vielmehr dünneren und sauerstoffärmeren Atmosphäre besitzt als die Erde. Die Konsequenz: einen enormen Brustumfang müssen die Marsbewohner entwideln, um zur nötigen Sauerstoffmenge zu kommen. Dafür sind die Extremitäten in noch stärkerem Maße verkümmert, als dies schon beim Menschen der Fall ist. Das Gehen und Springen bereitet dem Marsmenschen keine Anstrengung, da ja doch die Schwerkraft des Mars nur ein Drittel der irdischen Schwerkraft ausmacht. Die Arme sind dünn, weil die Technik den Martianern alle schwere Arbeit abnimmt. Mit Leichtigkeit sprengt er, wie unser Bild zeigt, mittelst eines raffiniert einfachen, aber sinnvollen Instrumentes die größten Felsen auseinander. Die Marsoberfläche wird wohl kraft dieser Technik so tafelbar sein, wie das Bild zeigt.

Die abnorme Länge des Riechorgans ist wohl logischerweise aus der dünnen Luft zu erklären. Da der Geruch nur schwer zur Nase kommen kann, so geht dafür die Nase zum Geruch. Die Ernährung ist durch den Chemiker so stark beeinflußt, daß ein ganz kleiner Mund genügt. Im Verkehr mit der Außenwelt bedient sich der Marsbewohner sehr wahrscheinlich nicht der Lautsprache, sondern irgendwelcher Funkensprache, als deren Organ wir wohl die zwei

Spiralentennen auf der Stirne ansehen dürfen. Aus der gleichen Logik heraus wie die Nase, hat sich das Gehörorgan, d. h. dessen äußerer Teil, die Ohrmuschel, ins Riesenbaß entwickelt. Die Forschernatur des Martianers ist durch die Teleskopäugen und die Denkerstirn (Runzeln) angedeutet.

Wir wollen nicht unnötigerweise unsere Leser auf weitere Einzelzüge in der Erscheinung des Marsmenschen aufmerksam machen. Das logische Denken ist eine weitverbreitete Fähigkeit in der heutigen Menschheit, und bei den „Berner Woche“-Lesern ist sie ja ganz besonders entwickelt, so daß wir hier füglich schließen können. Wir sind überzeugt, daß jeder Leser uns ohne Zögern, rein aus logischer Überlegung heraus, die Frage beantworten kann, warum die Marsmenschen Entenfüße haben. Die Umfrage sei eröffnet. Einsendungen erbittet die Redaktion des „Chlapperaubli“.

Die wilde Taube.

Auf einem Streifzug, der sie bis an die Grenze des Bergwaldes hinaufführte, fand sie ein Stücklein Semmelrinde. Goldbraun hing es am Rand eines grün bemoosten Felsens, auf dem einige Alusflügler ihren Imbiss verzehrt hatten. Nun zog sie mit ihrem kostlichen Gewinn zu Tal, wo fern, jenseits eines wasserreichen Wieseneinschnittes, ihre Jungen im Wipfel einer Fichte der Fütterung harrten.

Ihr Gefieder leuchtete in der Sonne und im Gefühl der Freude machte sie einige schöne Wendungen, als spielte sie mit den Wirbeln des Morgenwindes und tanzte nach dem Tictak ihres munteren Herzens. Doch plötzlich verspürte sie in einem Flügel einen heftigen Schmerz und unten, in der Lichtung, lag sie ein dünnes weißes Wölfschen. Da wußte sie, daß sie von einem Jäger getroffen war.

Sie mußte den Flügel hängen lassen, ruderte dafür aber um so kräftiger mit dem andern. Gottlob, dachte sie, ist der Baum nicht mehr weit, und die Jungen sind ziemlich herangewachsen. Wenn sie nur diesmal noch ihre Portion erhalten könnten — und dazu eine so exquisite, wie sie niemals

Da zuckte ihr der gleiche Schmerz durch den andern Flügel und in der Tiefe brach sich ein Schall an den letzten vor springenden Felswänden. Jetzt begann sie ein wenig zu taumeln, aber sie sah die Krone der Fichte mit dem Nest der Jungen näher kommen, sich gewissermaßen herauslösen aus dem Gewirr der Bäume, und so gut es ging, glitt sie nun auf den mattgespreizten Flügeln zum Nest herab.

Die beiden Kleinen rissen ihr, als sie die Schwingen auf den Rand des Nestes stützte, die Beute aus dem Schnabel und merkten in ihrer Aufgeriegtheit nicht einmal, wie es mit der Mutter stand. Als sie aber gespeist hatten, fragte das eine so nebenher:

„Warum breitest du die Flügel über uns?“

Sie flüsterte:

„Hoch oben kreist ein Habicht; ich schütze euch, bis er sich verzogen hat.“

Und nach einer Weile fragte das andere:

„Der Habicht ist wohl fort — was hältst du den Schnabel so steif?“

Sie konnte nur noch leise hauchen:

„Nehmt ihn unter eure kleinen Füße; er gibt euch einen Halt, wenn ihr jetzt fliegen müßt!“

So taten sie eines nach dem andern, den Schnabel der Mutter als Sprungbrett benutzend, schwangen sie sich davon und kamen nicht wieder.

H. Thurow.

Simspruch.

Kopf ohne Herz macht böses Blut;

Herz ohne Kopf tut auch nicht gut;

Wo Glück und Segen soll gedeihn,

Muß Kopf und Herz beisammen sein.

Bodenstedt.